

Erinnerungen aus der Kriegsgefangenschaft vom Ende August 1944 bis 31. Oktober 1945

von

Günter Maier, geb. 1915, Waffen-Oberfeldwebel in der Panzerjägerabteilung und
Füsilier-Bataillon 320 der 320. Infanterie-Division in der 6. Armee

verfaßt am 15.1.2009 in den USA

Wir waren in Stellung in Nord-Rumänien nicht weit vom Fluß "Prud". Hier waren wir von Frühjahr 1944 an und hielten eine russische Division ab. Es waren wenig Kämpfe zur der Zeit, nur ab und zu ein paar Schüsse oder Granaten. Ich wurde verletzt am rechten Fuß - es war aber kein Heimatschuß - und die Wunde heilte aus im Feldhospital. Dann machte ich weiter mit der Waffenreparatur und Dienst an der Front als Kompanieführer. Auch erstellte ich den Lagereport einmal in der Woche, damit der leitende Oberfeldwebel sich mal ausruhen konnte.

Am Nordflügel war eine rumänische Division. Die Rumänen schlossen ein heimliches Friedensabkommen mit den Russen und Mitte August wurden wir von den Russen eingekesselt. Wir kämpften schwer aber hatten kein Glück, uns da rauszuhaun. Ich geriet in Gefangenschaft! Bei der Gefangennahme wurden wir gefilzt und die russischen Soldaten nahmen uns alles weg was sie gebrauchen konnten, besonders Ringe, Uhren, Füllfederhalter, Taschenmesser usw.

Dann ging es in Marschkolonnen von einigen Hundert in ein Sammellager. Jeden Tag marschierten wir 20 bis 30 km. Es war heiß. Ein Russe nahm mir meine Reitstiefel weg und gab mir seine Schuhe. Die waren steif und schlecht gemacht und meine verheilte Wunde brach wieder auf. Es wurde immer schlimmer, einige Nachzügler am Ende der Kolonne wurden einfach erschossen. Ich blieb mit Hilfe in der Mitte, und nach ein paar Tagen durfte ich auf einem "Panjewagen" sitzen.

Nach zwei Wochen kamen wir in ein anderes Sammellager. Ein deutscher Sani betreute meine verschlimmerte Fußwunde und ich humpelte an einer Krücke herum. Wir schliefen auf langen Pritschen in einem langen Haus. Ende September wurden wir dann in einen Lazarettzug verladen. Der Zug bestand aus vielleicht acht Personenwagen mit einigen Güterwagen zusätzlich für Küche und Proviant. Die Personenwagen waren wie unsere deutschen D-Züge mit Abteilungen aber ohne Türen. Acht Mann konnten drin schlafen, zwei auf dem Sitz, zwei auf der hochgeklappten Rücklehne und zwei auf dem Gepäckregal. Zwei schliefen auch auf dem Boden. Sitz- und Rücklehne waren gepolstert, ich schlief auf dem Sitz wegen der Fußwunde. Unsere Betreuung waren ein paar russische Krankenschwestern und ein Soldat als Wache. Das Essen war ausreichend und meist warm. Jeden Tag warfen die Soldaten die Verstorbenen einfach vom fahrenden Zug.

Nach 3 Wochen kamen wir zum Ziel. Ein Lazarett bzw. Hospital in Roja am Don nordwestlich von Rostow in der Ukraine. Das Lager war einige Kilometer von der Bahnstrecke entfernt (später, wenn wir draußen im Lagerhof waren, konnte man die Züge hören aber man sah nichts). Wir fuhren auf Lastwagen einige Minuten bis zum Endziel.

Im Hospital gingen wir erst in einen Entkleidungsraum. Alles wurde uns weggenommen und wir standen da nackt in der Kälte. Dann kamen wir in einen Waschraum mit einer Schüssel warmen Wassers zum Baden, und anschließend rasierten wir uns im Intimbereich. Ein paar Bauernmädchen schoren uns die Unterarme. Wir trockneten uns und man gab uns dann eine Woldecke, Pantoffeln und ein Zeughemd mit Pyjamahose die wir anzogen und dann warteten wir. Ich schlich zurück in den Waschraum mit der Entschuldigung "meine Krücke sei dort geblieben". Ich nahm schnell unbemerkt ein blaues Taschentuch und einen Eßlöffel, der da lag. Ich hatte schon gemerkt, daß das Wichtigste, was ein Gefangener haben konnte, ein Löffel war! Ein anderer Mann durfte sein kleines Buch behalten, es war das Neue Testament, später für mehrere "Zwecke" hilfreich. Ich fand auch einen großen englischen Kupferpfennig, den ich schnell einsteckte (English "Penny" – wo kam der her?). Später benutzte ich den Penny, um die Heilung meiner Wunde zu verlängern, um nicht zu schnell in die "Sklavenkolonnen" zu kommen.

In einer Baracke mit großen Räumen fing dann mein Lagerleben an. Ein Mann in einem "Bett" mit Strohsack und eine Woldecke mit Anhängsel "Vom amerikanischen Roten Kreuz gestiftet", blau gefärbt aus Reißwolle hergestellt und nicht schlecht. Nur später war sie nicht warm genug in der Kälte. Wir lagen alle durcheinander, die Verwundeten mit Kranken aller Art. Nach einigen Tagen wurde dann aussortiert und ich kam in eine chirurgische Baracke mit großen Räumen für 20 bis 30 Betten. Zwei Mann lagen auf einen Feldbett. Es war nicht breit genug, nur einer konnte auf dem Rücken liegen, der andere auf seiner Seite. Wie vorher waren die Betten mit Strohsack, Kopfpolster und einer amerikanischen Woldecke ausgestattet - aber für 2 Mann!

Die meisten Räume waren mit deutschen Kriegsgefangenen belegt, drei andere mit rumänischen. Mein Bettnachbar war die ganze Zeit ein netter Bauer aus Itzehoe nordwestlich von Hamburg namens R. Nagel. Wir ertrugen alles zusammen, gingen durch dick und dünn während der Zeit im Hospital. (Später, gleich nach der Heimkehr, besuchte ich ihn Daheim, wo er mir einen Rucksack voller Brot, Kartoffeln, Äpfel und Speck schenkte – die Bauern waren nicht so streng rationiert wie wir Städter in Hamburg).

Am zweiten Morgen kam dann ein deutschsprechender Arzt, ein Dr. Lutz aus Wien, mit einem deutschen Sani-Feldwebel, die für unsere Betreuung zuständig waren. Jeder von uns gab einen kurzen Krankenbericht ab und jeder mußte alles angeben, was ihm fehlte. Der Sani gab mir einen neuen Verband auf meine vereiterte Wunde.

Da ich einer der "Ältesten" und auch Rangoberste war, ernannte Dr. Lutz mich zum Raumvorsteher. Die meisten in unserem Raum waren junge Soldaten. Ein Unteroffizier namens Schneider lag mir gegenüber im Bett. Für einige Zeit war hier auch ein älterer Mann, so 50 Jahre, den wir "Papa Albrecht" nannten. Er wanderte nachts oft zwischen den Betten herum. Es war kalt und seine Arthritis schmerzte ihn sehr. Er war einige Wochen bei uns und wurde dann wohl in die interne Medizinbaracke gebracht. Dr. Lutz hatte nur einige Aspirin-Tabletten für uns bekommen.

Jeden zweiten oder dritten Tag starb jemand in unserem Raum und über die Jahre hinaus hat man wohl die Namen vergessen. Alle paar Tage mußten die Fähigsten die Leichen auf einem Schlitten rausbringen und im Schnee vergraben, der Boden war tief gefroren. Jeden Tag starben 20 bis 30 Soldaten in dem halben Jahr im Hospitallager wo

ich war, so an die 1200, die meist alle in den Schnee gelegt und später im Sammelgrab begraben wurden.

Jeden Morgen in der Frühe, wenn es noch dunkel war, kam die Hauswartin - die "Kaseika" - eine russische Frau vom Dorf in der Nähe. Jeden Morgen gab sie allen ein Thermometer zum unter den Arm stecken, und prüfte die dann mit einer Taschenlampe. Es war mir ein Rätsel, wo sie die Batterien herkriegte, da alles streng rationiert war. Den Toten leuchtete sie in den Mund und brach Goldplomben- oder zähne mit einer Zange raus, die wie eine dünne Elektrikerzange aussah. Gold war sehr begehrt und teuer und die Toten brauchten die Zähne nicht mehr. Ich glaube nicht, daß sie alles behalten durfte, die Lagerkommandanten und russischen Ärzte teilten sich es wohl – nach dem Spruch: "Rußland ist groß und der Zar ist weit weg". Man nimmt, was man kann - ohne Nachprüfung vom Kommissar, wer findet - der behält's!

Die Kaseika-Frau diente 24 Stunden von 8 Uhr bis 8 Uhr. Jeden Morgen war Wechsel und Übergabe. Alles mußte gezählt werden: Decken, Matratzen, Eßgeschirr usw. Alles wurde notiert auf einem Stück dünnem Sperrholz, denn Papier war knapp, außer etwas Zeitungspapier um Zigaretten zu drehen. Rechts direkt neben der weiten Eingangstür der Baracke befand sich die Küche, das Hauptquartier der Kaseika. Hier waren ein Kohlenherd, auf dem das Essen warmgehalten wurde, ein paar Bänke zum Sitzen und ein Tisch. Ferner ein Regal für die Becher und Metall-"Kummen" – das Eßgeschirr, das aus Konservendosenblech gebastelt war. Gegenüber in der Halle war eine offene Nische, wo sich eine halbe Mülltonne befand. Sie diente als einzige Toilette für die ganze Baracke.

Jeden Morgen fing das Frühstück an. Einer unserer Fähigsten von jedem Raum brachte für jeden einen Becher schwach-süßen Tee und eine Kanne mit einem Viertelliter "Kascha", ein Hirsenbrei. Mittags gab es dann ein Stück Gerstenbrot, das feucht und schwer war, mit einem Stückchen Butter oder Margarine in Walnußgröße. Zur Hauptmahlzeit gab es Borscht, eine Gemüsesuppe aus Dürrgemüse und ein paar kleine Stückchen amerikanisches Dosenfleisch, die "Spam". Bologna-ähnliches Fleisch, also nicht allzu fettes Schweinefleisch in Konservendosen von etwa 400 gr. Es kam in riesigen Mengen von Amerika im Konvoi für die russische Armee. Die Soldaten gebrauchten die leeren Dosen oft als Behälter für ihre Tabakrationen (Machorka oder Bauerntabak). Das tägliche Brot war ein Stück von ungefähr 10 x 5 x 3 cm und es fehlte meist eine kleine Ecke. Die Kaseika hatte sich davon immer was abgeschnitten für ihre Familie. Nachmittags um 5 Uhr gab es dann süßen Tee und man bewahrte sich ein Stückchen Brot mit Butter auf für dieses "Abendbrot". Alles zusammen waren es ungefähr 800 Kalorien täglich. Es war zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben. Langsam nahmen wir ab und in einigen Männern schollen die Beine durch Ödeme. Wir wurden Dystrophiker und nach einigen Monaten sahen wir wie "Holocaust"-Opfer aus. Als ich nach Hause kam viele Monate später, wog ich nur noch 40 kg, ein wanderndes Skelett.

Alle zwei oder drei Tage kam die russische Ärztin, eine Frau, die im hohen Rang vom Major stand und wir nannten sie "Frau Doktor". Sie kam mit Dr. Lutz, dem Sanifeldwebel und einem Dolmetscher zum Krankenreport. Sie kam ans Bett und fragte "Kak Djella?", d.h. „wie geht's?“ und fragte, wie wir uns fühlten und sah nach meiner Fußwunde und wunderte sich immer, daß die Wunde nicht heilte. Sie fragte auch, wie das Essen war und ob die Dosenfleisch-"Suppe" uns gefiele. Ungefähr alle zwei bis drei

Wochen gab uns die Kaseika ein paar große Filzpantoffeln und mit unserer Woldecke ging es dann raumweise ins Badehaus inmitten des Lagerhofes. Hier war ein Bauernmädchen so an die 18 Jahre und gab uns eine Schüssel mit sehr warmem Wasser, ein Stück Seife und einen Selbstrasierer, dessen Blätter sehr stumpf waren. Mit einer Handmaschine wurden uns die Haare vom Kopf geschoren. Halb naß ging es dann in der Kälte durch Schnee und Eis wieder in unseren Raum. Wir klapperten und hielten uns gegenseitig warm im Bett mit je zwei Männern auf den schmalen Matratzen.

Dann passierte was: eines Morgens bei der Zählung fehlte eine Woldecke. Schließlich fand man sie zerschnitten in kleinere Stücke als "Onoochi" oder russische Fußlappen, denn unsere Socken waren längst aufgeribbelt worden für Strickwolle von der Kaseika. Allgemein gab die Kaseika den Männern Uniformen, Stiefel und Fußlappen. Aber diesmal gab diese Kaseika keine Onoochi aus, da sie die Deutschen haßte. Die Soldaten wollten sich nicht die Füße erfrieren und machten sich Fußlappen aus einer der Decken. Nun gab es ein Kriegsgericht. Dr. Lutz verteidigte die vier Soldaten. Sie kamen mit einer strengen Verwarnung davon denn es hieß, daß die mutwillige oder sogar versehentliche Zerstörung von Gegenständen und Eigentum des Staates - egal wie klein - ein ernstes Verbrechen sei. Die Kaseika kam dadurch drei Tage in den "Knast".

Mal ein Wort zum "Knast". In den Fabriken, Kolchosen, Hospitälern, Lagern usw. waren mitten im Hof - in voller Sicht von allen - ein oder zwei kleine Häuschen etwa 1 x 1 m groß und 2 m hoch. Sie ähnelten Bauertoiletten, aber waren in Wirklichkeit die berüchtigten "Karzer". Am Boden waren hochkant einige Mauersteine befestigt, damit man sehr unbequem und unkomfortabel drin stehen mußte. Für einen Verstoß gegen die Arbeitsregel, zu oft spät zur Arbeitstelle kommen, ein Stück Werkzeug verlieren oder zerbrechen, kriegte man drei oder mehrere Tage im Karzer. Nach drei Tagen kam die Kaseika wieder raus und schien sich uns gegenüber ein bißchen besser zu verhalten, aber trotzdem schnitt sie die Ecken von unserem Brot ab.

Da wir immer nur im Bett lagen, hatten wir sehr viel Langeweile. Man kann nicht immer vom Essen träumen und sprechen Tag und Nacht. Jeder wußte einige Rezepte vom Kochen oder Backen und schwelgte in der Erinnerung vom Genuß. Ich fand mal einen großen Nagel im Hof und wollte etwas daraus machen. Die Kaseikas mußten öfters für einige Zeit weg und wir durften sonst nicht in der Küche verweilen, außer der rumänische Dolmetscher. Mit zwei Zangen hielt ich den Nagel ins Herdfeuer, was ja Tag und Nacht brannte, und machte die Spitze vom Nagel rot-heiß und haute sie platt ungefähr 15 mm breit und 40 mm lang, der Rest war dann Stiel zum Halten. Es gab immer ein paar Stücke dünnes Holz wie Furnier oder auch dünnes Sperrholz. Das war meistens von Kisten der Trockenlebensmittel wie Backobst, Dörrgemüse und Bohnen. So machte ich mit dem Nagel ein Messer und schärfte es auf den Mauersteinen mit Spucke. Nun konnte ich das Holz schneiden und schnitzen. Für die Kinder der Kaseikas machte ich Hampelmännchen und für uns Figuren, Sinnbilder und ein Schachbrett, da Schach erlaubt war.

Einmal in der Woche durften zwei Mann von unserer Baracke zum Kartoffelschälen. Dies war sehr begehrt, da man sich dort Kartoffeln rösten, mit Salz würzen und sich satt essen konnte – ein Genuß! Das dauerte von 20 Uhr abends bis 6 Uhr morgens. Wir saßen auf Bänken um eine Tonne und schälten, bis sie voll war. Ein Man, der mir gegenüber im Raum unter einem Fenster lag, wurde von Soldaten nach dem Schälen aus dem Bett geholt und zur Küche gebracht, wo ein Kriegsgericht gehalten wurde. Der

Unteroffizier Schneider (Lehrer von Beruf) hatte sich einen Salzhering beim Schälen geschnappt und gegessen. Die Heringe lagen in einer großen Schüssel mit Wasser, um den Salzanteil zu verringern. Sie waren abgezählt und ein Fisch fehlte! Der Lagerkommandant, ein Leutnant, machte die Anklage, und Schneider bekannte freiwillig "ja, ich hatte Hunger". Aber der Leutnant sagte, es sei ein böses Vergehen. Unser Dr. Lutz als verteidigender Anwalt sagte, "als Gefangener müßte Schneider unter internationalem Gesetz zu allen Zeiten überwacht werden". Schneider bekam dann eine scharfe Verwarnung und kam nicht in den Karzer, in der Kälte wäre er nämlich umgekommen!

Jeden Tag mußte ein Mann in die Barackenküche kommen und in einer flachen Holzkiste mit einem Beil unsere Tabakration kleinschneiden. Es war der grobe Machorka-Bauerntabak, aber meistens nur Stengel und kaum Blätter. Manchmal erwischte man ein Stückchen Zeitungspapier, um Zigaretten zu drehen. Not macht erfinderisch und wenn es keine Zeitung gab, borgten wir uns ein paar Seiten aus dem Neuen Testament, das ein Kumpel hatte behalten dürfen, aber nicht die Evangelienseiten, da das Sünde wäre. Eine Seite reichte für drei Zigaretten, es war gutes Reispapier und wir fingen rückwärts an mit der Offenbarung, die wir sowieso zur Zeit wahrlich erlebten.

Mitte Dezember 1944 machte die Westfront der deutschen Armee einen Gegenstoß und gewann in der Ardennenoffensive eine Schlacht gegen die Alliierten.

Das machte die Russen im Lager zornig, es herrschte dicke Luft und wir kriegten für einen Tag kein Essen. Dr. Lutz sprach oft mit mir, daß ich die allgemeine Moral hochhalten sollte, und für Heiligabend gab er mir einen Kerzenstummel wie eine Votivkerze für die Kirche. Am Heiligabend sangen wir unsere deutschen Weihnachtslieder. Beim Kerzenlicht las ich dann die Weihnachtsgeschichte aus Lukas von dem übriggebliebenen Zigarettenpapier-Testament: *"Jeder mußte in seine Heimatstadt gehen, um sich dort eintragen zu lassen. In Bethlehem kam für Maria die Stunde der Geburt. Sie brachte ihr erstes Kind, einen Sohn, zur Welt. Sie wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Futterkrippe im Stall, denn im Gasthaus hatten sie keinen Platz bekommen. In dieser Nacht bewachten draußen auf dem Feld einige Hirten ihre Herden. Plötzlich trat ein Engel Gottes zu ihnen, und Gottes Licht umstrahlte sie. Die Hirten erschrecken sehr, aber der Engel sagte: 'Fürchtet euch nicht! Ich verkünde euch eine Botschaft, die das ganze Volk mit großer Freude erfüllt'".* Dr. Lutz kam auch und hörte zu. Auch die Rumänen und unsere Kaseika. Es war sehr herzlich und feierlich, etwas emotionell, viele der jüngeren Soldaten weinten und klagten "Wie kann unser Gott unser Leiden nur so erlauben". Darauf erinnerte ich sie dann: "Wir sind hier ins Land gekommen mit Kanonen und Panzern, freiwillig oder gezwungen!" In unserem Raum starben dann in derselben Nacht zwei Mann.

Etwas nach Neujahr kam ein neuer Gast in unsere Baracke. Neben der Küche war ein kleines Zimmer, etwa 2 x 2 m, das vielleicht mal als Besenkammer benützt wurde. Da stellten sie ein Bett für „Max“ hin und legten ihn hinein. Er war von der Brust runter gelähmt mit Polio, eine "spinale Kinderlähmung" von Dr. Lutz beschrieben, und er mit Frau Doktor wollte ihm helfen soweit es möglich war, um auch ihre Behandlungserfahrungen zu erweitern. Jeden Morgen kam der Sani-Feldwebel und massierte ihn und machte mit ihm Gymnastik weil Max im Bett lag, und gab ihm auch Bettpfanne und Urinal. Wir durften ihm nicht helfen, aber haben mit ihm ein wenig geklönt. Der Raum war an die Küche angeschlossen und er erhielt gute Wärme von

dort. Er hatte auch mehrere Woldecken und bekam eine doppelte Ration Essen. Nach einer Woche wurde er in die Krankenschwesterbaracke gebracht für intensive Fürsorge. Hier muß wohl auch eine Art Operation gewesen sein.

Wenn jemand im Raum starb, wurde sofort das Bett wieder mit anderen Kranken belegt. Einige erzählten uns von einem Arbeitslager nicht weit vom Hospital. Es wurde da ein Kohlenkraftwerk wieder aufgebaut, das teilweise im Krieg zerstört war. Das Essen dort sollte gut sein und reichlich. Die Arbeit aber ziemlich schwer und primitiv, "wie in Pharaos Zeiten". Das Wetter wurde draußen langsam wärmer und Mitte März oder so durften wir raus in die Sonne. Frau Doktor wollte, daß wir uns hinter den Baracken zum Essen Löwenzahn sammelten wegen der Vitamine. Auch Blätter, die wie Spinat aussahen, wuchsen dort. Es war aber nicht lange, bis es kahl war, bei 100 Soldaten, sich drauf stürzten.

Ich kriegte Zahnschmerzen. Dr. Lutz machte ein Termin mit der Lagerzahnärztin, die Leutnant war. Die machte die Runden durch alle Lager. Wie ich zur Behandlung ging, sah ich zum ersten Mal ein großes weißes Schild, wo 6031 Roja in Russisch drauf stand. Hätte ich das Schild nicht gesehen, dann wüßte ich nicht wo wir waren. Die Zahnärztin war sehr freundlich und bald entdeckten wir, daß wir beide genug Schulenglisch kannten, um uns gut auf Englisch zu unterhalten. Den Zahnbohrer mußte sie mit dem Fuß bedienen wie die alten Nähmaschinen. Gegen Schmerzen hatte sie mir ein wenig Novocain gespritzt und füllte meinen Zahn mit Amalgam, obwohl es nicht erlaubt war. Bei Gefangenen war Porzellanement ausreichend. Ich besuchte sie einige Male während meiner Gefangenschaft dort.

Der Feldweibel der Lagergroßküche hörte, daß ich gutes Englisch konnte und wollte, daß ich ihm ein paar Schlager von amerikanischen Schallplatten auf Deutsch übersetze. Ausländische Schallplatten waren normalerweise in Rußland nicht erlaubt. Er verstand einigermaßen Deutsch. Er sagte unter anderem, daß die Amerikaner drei Atombomben in einem Ort in Thüringen gefunden hätten. Das war das erste Mal, daß ich von einer Atombombe gehört hatte. Später in dem Lager wo ich hinkam, gab es mehr über diese Bombe zu hören. Aus Dankbarkeit für die Übersetzungsarbeit gab er mir eine russische Zeitung, die für Zigarettenpapier sehr wertvoll war.

Ich glaube, wir waren in Baracke Nr. 6. In Baracke 7 waren neun deutsche Krankenschwestern, die aus einem Feldlazarett stammten und im Sonderabteil untergebracht waren. Die Schwestern halfen wohl in den Krankenbaracken 1 bis 5. Dr. Lutz kam nun zu seiner Profession, da er in Wirklichkeit Frauenarzt war. Im Frühjahr bekamen kurz nacheinander zwei der Krankenschwestern ein Baby! Lutz hatte sie gewarnt, daß die Väter sicherlich Deutsche waren! Wenn es Russen gewesen wären, würden sie nie wieder nach Hause kommen, denn die in Rußland geborenen Babys waren russische Staatsbürger, besonders wenn die Väter russisch waren!

Unbemerkt brachte einer der neuen Kranken die Krätze in die Baracke, eine nicht erwünschte Hautkrankheit. Bald war die ganze Baracke am Kratzen bis zum blutig werden. Schließlich kamen die Russen mit Holzteer zur Heilbehandlung und es hörte dann bald auf. Die Nachwirkung, das Jucken, hatte ich später manchmal wieder. In Deutschland hätte es gute Medizin dagegen gegeben.

Frau Doktor versprach, daß sie einen Ochsen für uns kaufen und schlachten lassen würde für frisches tierisches Eiweiß. Das amerikanische Dosenfleisch war wohl nicht

genug und auch nicht das Richtige. Wir hatten aber wenig davon gesehen, denn das Lager war mit Soldaten belegt, so an die 1400 Gefangenen, und irgendwo "saß der Knabe an der Quelle" – die russischen Soldaten und das Zivilpersonal aßen wohl mit.

Danach gab es ein Gemunkel. Eine amerikanische Rote Kreuz-Kommission ginge durch das Lager, wohl mehr zu Propagandazwecken der Russen. Dr. Lutz bat uns ein wenig zu helfen. Die Stuben fegten wir selber. Sie wurden gewaschen und die Fenster geputzt. Das war zu viel für die Kaseika, so halfen die Behinderten und Kranken mit. Alle unsere Eßschüsseln waren aus Konservendosenblech gebastelt. Nun mußten ein paar Männer mit Lappen und Sand alles blitzblank scheuern und natürlich ging der Zinnbelag ab und die Männer beschwerten sich, daß die Schüsseln noch mehr rosten würden. „Nitsche Wo!“ (Macht nichts) kam zur Antwort und „Befehl ist Befehl!“ Wir sahen nichts von der Kommission. Dr. Lutz und ich würden wohl nicht die Gelegenheit haben, mit ihnen auf Englisch zu sprechen. Wieder ein Traum und eine Hoffnung zu Wasser geworden! Ein Gutes kam aber doch von dieser Sache, unser vierwöchentliches Bad und Haarschnitt war noch nicht rum.

Mein Fuß war nun auch ausgeheilt und nicht mehr so steif. Mein Bettgenosse mußte aber einige Operationen erleiden. Dr. Lutz sagte aber nichts darüber.

So um Mitte Mai 1945 gingen im Hospital Gerüchte herum, daß bald ein Wechsel stattfinden würde. Ein Genesender kam in unseren Raum und erzähle uns von einem Arbeitslager, wo er gewesen war. Es mußte nicht weit von uns gewesen sein und dort wurde ein Kraftwerk wiederaufgebaut, Essen gab es da mehr.

Frau Doktor sagte uns dann, daß einige von uns zum neuen Lager gehen würden. Ich würde wohl auch dabei sein, für mich war es eine gute Neuigkeit.

Wie ich dann im Bett lag kamen mir Einzelheiten in Erinnerung. Im Frühjahr kam ein junger deutscher Soldat zu uns, der gesund war. Er reiste umher als Aktivist der Antifa und propagierte für die Russen. Er erzählte uns, wie wunderbar das russische System sei und vom Aufbau einer neuen Gesellschaft - "Der Sozialismus". Da ich ja in meiner Jugend vom 14. bis zum 17. Lebensjahr in der SAJ (Sozialistische Arbeiter Jugend) war (mein Vater war SPD-Mitglied), konnte ich mich mit ihm gut auseinandersetzen. Daß es sich hier um keinen echten Sozialismus handelt, sondern eine unterdrückte Form ohne Demokratie. Er hatte Mitgliederlisten zum Unterzeichnen für die Antifaschisten mit und die "Erklärung und Aufruf" von unserem Marschall Paulus, der mit unserer 6. Armee bei Stalingrad kapitulierte und mit 90.000 Mann in Gefangenschaft kam. Nur ca. 6.000 davon kamen später wieder nach Deutschland.

Ich erinnere mich auch, wie kalt es immer im Winter in unserem Raum gewesen war. Jemand brachte mit der Kaseika morgens eine große Schüssel mit Wasser zum Waschen, aber kein Handtuch, und wenig Seife. Ich vermute, daß wohl die Kaseikas die Seife meist mit nach Hause nahmen. Sie kamen vom Dorf nicht zu weit weg. Jeden Morgen um 7 Uhr läutete eine Sirene und alle mußten zu Arbeit, denn Wecker gab es kaum. Jede Familie hatte oft ein Haus mit etwa 0.5 Hektar und gewöhnlich eine Kuh. Das reichte für Gemüse, Milch und Butter. Alle, die arbeiten konnten, mußten auf der Kolchose oder woanders arbeiten. In unserem Fall mußten die Kaseikas alle drei Tage hier 24 Stunden arbeiten oder jeden Tag acht Stunden Tagarbeit als Küchendienst, Wäscherei, und auch für die Soldatenunterkünfte. Sie bekamen auch ein warmes Essen mittags.

Ein paar Tage nach unserer Ankunft in Baracke 6 sahen der Sachse Schneider und ich ein paar Hunde im Lager herumlaufen. Wir waren zu schwach, sonst hätten wir einen erwischt und hätten ihn totgeschlagen zum Essen. Aber Schlachten ohne Messer? Es war eine fixe Idee...

Im Winter kam ein gefangener Soldat in unseren Raum mit einem gebrochenen Bein. Er hatte sich es in einer Kohlengrube gebrochen beim Kohlen Ausgraben für das Lager. In dieser Gegend sind die Kohleflöze dicht unter der Erde. Er muß wohl früher in einem deutschen Bergwerk gearbeitet haben. Die Kohle lag oft nur 5 bis 10 Meter unter der Erde. Über den runden, senkrechten Eingang stand eine Winde wie die Winden bei Wasserbrunnen. Mit einem Ledersack wurden die Männer runtergelassen. Die Winden wurden von ein paar Bauernmädchen bedient. Die gingen aber nicht mit in die Grube. Halbwegs auf dem Bauch krochen die Gefangenen in den Stollen umher, brachen die Kohle ab mit einer kleinen Hacke und füllten dann die Ledersäcke. Es sah aus wie Braun- (=weiche) Kohle. Drei bis vier Mann unten halfen sich gegenseitig, es war oft nur 80 cm hoch. Alles wurde von den Mädchen dann hochgekurbelt. Das war anscheinend fürs Lager zum Heizen, Kochen usw. bestimmt. Für unseren Raum gab es nur eine kleine Schütte voll Kohlen und jemand vom "Beerdigungskommando" brachte oft Arme voller Sonnenblumenstengel für uns zum Heizen mit, die im Herbst stehengeblieben waren von den weiten Sonnenblumenfeldern in der Umgebung.

Mein Bettnachbar bekam öfters Spritzen, mit was und für was weiß ich nicht. Es gab nur wenige Medikamente und man ging mit allem sparsam um. Meine Wundverbände wechselte ich ab und zu und wusch sie in gebrauchtem Waschwasser. Ich hatte mir dafür ein kleines Stück Seife "organisiert", um auch mein Taschentuch zu reinigen. Es gab auch wenig Aspirin für Schmerzen. Zum Desinfizieren gab unser Sani uns eine kleine Flasche Superoxid und etwas Vaseline. Handtücher und Bettwäsche sah man kaum. Unser Arzt Dr. Lutz nahm etwas Blut von meinem Bettnachbar und spritzte es ihm ins Rückgrad, daß geschah in einem Behandlungszimmer, wo, weiß ich nicht. Das muß kein Spaß gewesen sein, lange Spritze ohne Novocain! Das war die alte Sorte, nicht allzu dünn, ich mußte ein paar Mal die Spritzenadeln für Dr. Lutz scharf schleifen auf einem Mauerstein. Sie kochten ihre Instrumente in einer Schüssel in der Barackenküche aus.

So Ende Mai 1945 kam ein Soldat zu uns, rief unsere Namen aus und führte uns ins selbe Gebäude, wo wir im Oktober angekommen waren. Hier kriegten wir von uns Gelagertes, Zeug, Hose, Strümpfe und passende Stiefel. Man gab uns auch eine schwarze Steppjacke.

Dann verabschiedeten wir uns und sagten "Auf Wiedersehen in der deutschen Heimat". Ich bedankte mich bei Dr. Lutz für seine Fürsorge. R. Nagel und ich versprachen einander zu treffen nach dem Heimkommen, was wir auch nachher taten im Sommer 1946.